

**POETIK
DER**

GROSS

STADT

POETIK DER GROSSSTADT

DIE SATIREN DES JUVENAL

JOSÉPHINE JACQUIER

Teure Mietpreise, schlaflose Nächte, Getümmel in beengten Straßen – in seinen „Satiren“ lässt der römische Autor Juvenal die Lebenswelt eines Großstädters in der antiken Metropole Rom lebendig werden. Mit seinem Werk erschreibt er sich eine neue Form des städtischen Lebensstils: aggressiv, ironisch, distanzlos. Juvenal – der erste Dichter der Großstadt, der der Poetik des ersten modernen Großstadtdichters, Charles Baudelaire, den Weg bereitete.

R

„Rom 312“. So lautet der Titel eines 360°-Panoramas, das der Architekt und Künstler Yadegar Asisi 2014 für wechselnde Ausstellungen in Leipzig, Dresden, Rouen (Frankreich) und Pforzheim realisierte. Die Vorlage für seine Arbeit bildet das von dem Schweizer Architekten Josef Bühlmann gemeinsam mit dem ungarischen Historienmaler Alexander von Wagner 1888 geschaffene „Panorama von Rom mit dem Einzug Constantins im Jahre CCCXII“. Asisi kombinierte für seine Installation Ölmalerei mit digitaler Fotografie, historisches Ereignis mit Alltagswelt, das Ganze untermalt mit einer von Eric Babak komponierten Klangwolke aus Vogelgezwitscher, Grillenzirpen und – wie sollte es bei Rom auch anders sein – monumentaler Musik. „Das Panorama“, so der Künstler in einem im Begleitband zur Ausstellung publizierten Interview, „ist eine sinnliche Erfahrung des ganzen Körpers“. Und ja, das ist es: Der Besucher erklimmt mehr oder weniger behende die einzelnen Plattformen des inmitten der Rotunde aufgestellten Aussichtsturms. Zu Beginn noch auf Augenhöhe mit einer auf altem Mauerwerk flanierenden schönen Römerin, ergötzt er sich auf der obersten Plattform im Höhenrausch an dem ihm gleichsam zu Füßen liegenden Rom. Wo war jetzt noch einmal der Trajansbogen? Angestrengt beugt sich

der bildungsbeflissene Besucher über sein Prospekt, doch da bricht bereits die Dämmerung über Rom herein ... es wird Abend, es wird Morgen, zweiter Tag.

Es ist wohl das vollständige Eintauchen in die Monumentalität Roms, das den Besucher an diesem Panorama fasziniert. Auch ein guter alter Text, die galligen Satiren des im 1. bis 2. Jahrhundert n. Chr. schreibenden Juvenal, will Rom „erlebbar“ machen, auf seine Weise. Doch ist es hier eine etwas andere Form des Eintauchens, wenn das satirische Ich dem Leser gleich in den beiden ersten Versen entgegenschreit: „Immer soll ich nur Zuhörer sein? Niemals soll ich mich rächen, so oft gequält von der ‚Theseis‘ des heiseren Cordus?“ Die Dichterlinge, die in ihren Werken epischer Länge die immer gleichen mythologischen Themen behandeln, bringen die Säulen zum Bersten; überall finden Lesungen statt, die dem satirischen Ich entgegenhallen, und selbst wenn die Marmorwände bereits Risse zeigen: Die Lesung geht weiter. Auch das satirische Ich möchte Seiten füllen: Es sind aber nicht die weltumspannenden Reisen eines epischen Helden, die seine sprachliche Üppigkeit begründen, sondern die Fülle an untragbaren Zuständen: „Facit indignatio versum“ (Die Wut macht den Vers). Die Kaiserin Messalina, die nächtens mit blonder Perücke in einem Bordell ihrer Wollust frönt, ein Emporkömmling, der in der Sommerhitze lässig den leichten Ring am schwitzenden Finger dreht, und eine ach so ehrwürdige Frau, die ihrem ahnungslosen Ehemann Gift ins Weinglas mischt: Das sind nur drei der unzähligen Figuren aus der lasterhaften Welt des Juvenal, die dieser in nachgerade schwindelerregendem Tempo und mit wenigen Pinselstrichen vor den Augen des Lesers entstehen lässt.

Das satirische Ich, das sich selbst zum indignierten Großstädter stilisiert, nimmt die Menschen in ihrer Maskierung, in der sie ausmachenden Geste wahr. Gleichzeitig erscheinen diese Stilisierungen als Möglichkeit, die kontinuierliche Bewegung der Metropole in der Beschreibung stillzustellen. In dem grandiosen Bild, das das satirische Ich von sich selbst in den Straßen Roms zeichnet, wird die paradoxe Synchronie der Rhythmen offenkundig: Sein Platz ist mitten auf der Kreuzung. Es platziert sich an einem „Hotspot“ der Stadt, beobachtet die Passanten und füllt seine Wachs-täfelchen. Unmittelbarer kann Satire wohl nicht gedacht werden oder umgekehrt: Unmittelbarer kann Stadt wohl nicht zur Literatur werden.

Die Frage nach einem möglichen Zusammenhang von städtischem Lebensraum und einer spezifischen Mentalität seiner Bewohner ist, in unterschiedlichen Ausprägungen, von der Antike bis in die urbanistischen Diskurse des 20. Jahrhunderts virulent: Anfang des 20. Jahrhunderts etwa zeichnet Georg Simmel das Psychogramm des

Städters, der mit „Blasiertheit“ und „Reserviertheit“ auf die Reizüberflutung und die Anonymität der Großstadt reagiere. Für Richard Sennet wiederum eröffnet der städtische Raum die Möglichkeit kosmopolitischer Lebensformen. Wie eng die Wechselbeziehung von urbanem Lebensraum und der sich vor allem in der Sprache manifestierenden Lebensform von den Antiken gedacht wurde, kann daran ermessen werden, dass sie sie mit einem Wort benannt haben: Die „urbanitas“ war ein „Lifestyle“, der von feinem Witz, Weltgewandtheit und einem höflichen Umgangston geprägt war. Raues Gebaren, geistige Schwerfälligkeit und bäurische Sprache waren Zeichen von „rusticitas“. Und noch der heutige Sprachgebrauch unterscheidet zwischen „bäurisch“ und „urban“ – wie weit das Bedeutungsspektrum von „urban“ auch sein mag.

Juvenal nun, so könnte man sagen, gibt der römischen „urbanitas“ mit seinem Werk einen neuen „turn“: In und an der Stadt, die er in der Maske des satirischen „underdog“ darstellt, erschreibt er sich eine neue Form der „urbanitas“ – aggressiv, ironisch, distanzlos, eine Ausdrucksform, die ihm Rom geradezu diktiert: „Schwierig ist es, keine Satire zu schreiben“ („difficile est saturam non scribere“) ruft das satirische Ich in der ersten Satire aus. Nun wäre es aber falsch, Juvenals Werk als wortreichen Ausfluss der Empörung zu lesen: Der Clou des Textes ist, dass der so natürlich daher kommende Affekt der

Empörung als Triebfeder einer hochartifizialen Dichtung vorgestellt wird. Es geht also, so könnte man zuspitzend sagen, um die wilde Kultivierung eines Affekts und nicht um dessen Veredelung in einer von den Konversationskreisen bevorzugten sprachlichen Form.

Doch werfen wir einen Blick in die dritte Satire: Es ist zwar kein Panorama à la Asisi, aber doch immerhin auch ein 24-Stunden-„Trip“: Umbricius hat genug von Rom. Er will raus, raus aus dieser Stadt, in der Brände drohen, Gebäude einstürzen und: Dichter sogar im August Lesungen halten! Sein Glück, so sagt er, kann er in dieser Stadt ohnehin nicht machen, in der – wie sollte es auch anders sein ... – Fremdlinge den Ton angeben. In einem letzten Gespräch mit dem satirischen Sprecher macht er seinem Ärger Luft: So manchen Kranken habe der notorische Schlafmangel hier schon dahingerafft. Aber die eigentliche Ursache für die körperliche Schläffheit ist das unverdaute Essen, das im brennenden Magen hängt (und das „hängt“ [„haerens“) hängt wirklich in den nächsten Vers). Denn welche Mietshäuser erlauben Schlaf? Teuer schläft es sich in Rom! Sie werden es bemerkt haben: Juvenal geht es darum, die urbane Wahrnehmung bis in die Rhythmik der Syntax zu übersetzen. Die Gedankenführung ist sprunghaft: von der Schlaflosigkeit zum Essen, dann zu den teuren Mietpreisen (und somit indirekt wieder zurück zur Schlaflosigkeit); und auch wenn das unverdaute Essen das Sodbrennen erst hervorruft: Umbricius hat nicht die Nerven, zwischen einem Vorher und einem Nachher zu unterscheiden. Selbst die sentenzhafte Sprache, die diesen klassischen Verlierertypen nur noch einfältiger erscheinen lässt, muss vor diesem Hintergrund als (verzweifelter) Versuch gelesen werden, in dieser Stadt überhaupt noch etwas zu sagen zu haben.

Wenn die Pflicht ruft, muss der mittellose Klient sich in das Kampfgetümmel der beengten Straßen begeben – es folgt die vielleicht erste urbane Massenszene der Antike. Die Gleichzeitigkeit ungleicher Erfahrung wird über Perspektivenwechsel gestaltet: Der Reiche fährt in seinem Kriegsschiff – so wird sein „SUV“ bezeichnet – über die nur noch als Gesichtermeer wahrgenommene Menge hinweg. Im Gegensatz zu dem Armen, der nicht einmal nachts, in seiner eigenen Wohnung, schlafen kann, döst der Reiche vor sich hin, wenn er nicht gerade schreibt oder liest. Denn, so weiß Umbricius bauchrednerisch zu sagen: „Das verdunkelte Fenster der Sänfte macht müde“. Dann zoomt die Beschreibung in die einmal als Welle, einmal als Heerabteilung wahrgenommene Masse hinein: Die präzise Benennung von Gegenständen, mit denen unbenannte Andere geradezu rhythmisch auf Umbricius einschlagen, übersetzt die klaustrophobische Erfahrung in Sprache. Die Perspektive gleitet weiter nach unten, zu den Schienbeinen, an denen der Schmutz der Straße hängt. Die Fußtritte der anonymen Masse werden in der

„Die galligen Satiren des Juvenal wollen Rom ‚erlebbar‘ machen.“

„Unmittelbarer kann Stadt wohl nicht zur Literatur werden.“

Wahrnehmung zu EINEM großen Fuß. Die Szene gipfelt in der Konzentration auf den eigenen Zeh, in dem der Nagel eines Soldatenschuhs haftet.

Doch die Aufmerksamkeit des Zuhörers darf nicht lange auf dem Zeh verweilen, denn: „Siehst du denn nicht, welchen Rauch das Festmahl dort verursacht?“ Die Suggestion einer bejahenden Antwort unterstreicht die Zwangsläufigkeit der städtischen Erfahrung. Der bei dieser Form von „streetfood“ entstehende massive Rauch macht die klausrophobische Erfahrung der Masse schier unerträglich. Ein junger Sklave balanciert auf dem Kopf eine Unzahl an Gefäßen und anderen Dingen und muss das Feuer der mobilen Küche am Laufen halten; Tuniken werden zerrissen, die Wipfel der auf einem Wagen transportierten Tannen und Pinien schwanken gefährlich hin und her. In der folgenden, nur als Gedankenexperiment formulierten Frage findet die Spannung zwischen Individuum und Anonymität wohl ihren dramatischen Höhepunkt: Was bliebe von den Körpern übrig, wenn die Achse des Wagens, der den ligurischen Marmor transportiert, bräche? Die anonyme Masse konkretisiert sich zu Körpern, ohne dass deren Vereinzelung zu einer individuellen Körperlichkeit führte. Auch in der folgenden Frage „quis membra, quis ossa / invenit?“ („Wer findet die Glieder, die Knochen?“) bleibt die Suche nach einem die Masse ordnenden Individuum („wer?“) angesichts der undifferenzierten Körperteile erfolglos. Der komposi-

torische Aufbau des Satzes – das „wer?“ und die skeletrierende Steigerung vom schwächeren Ausdruck „Glieder“ zum stärkeren Ausdruck „Knochen“ – übersetzt die Ohnmacht des Sprechers vor diesem imaginären Haufen von Körperteilen. Es bleibt dann wohl nichts anderes übrig, als die entseelte, formlos daniederliegende Masse im Bild eines großen Kadavers („omne cadaver“) zur Form werden zu lassen.

Midnight in Rome. Auch in der Nacht muss der „underdog“ auf der Hut sein: Er vermisst gleichsam die Gefahren – Ziegel („testa“), kaputte Vasen –, die aus den wachenden Fenstern hinabzustürzen drohen: „quod spatium ..., quotiens ... quanto ... pondere“ (Abstand, Frequenz und Gewicht). Der Gang durch die nächtlichen Straßen ist kein Flanieren, sondern ein Spießrutenlauf, der ein besonderes deutendes Bewusstsein erfordert: Nicht die Himmelszeichen müssen gelesen werden, sondern der von herabstürzenden Gefäßen gezeichnete Asphalt („percussum ... silicem“). Eine falsche Einschätzung kann – anders als auf dem ruhigen Lande – lebensgefährlich sein: Wie schnell schlägt ein Ziegel in die Gehirnschale! Juvenal bringt die Angst auf abgründige Weise ins Bild: Bevor der Leser das Wort „percussum“ (zerschmettert) auf das die Szene und die imaginäre Gefahr beendende Wort „Asphalt“ („silicem“) beziehen kann, muss er es zwangsläufig mit der Gehirnschale („cerebrum“) verbinden. Der Satz gipfelt in einem

„Noch der heutige Sprachgebrauch unterscheidet zwischen ‚bäurisch‘ und ‚urban‘.“

Schlusswort, das der Erwartung des Lesers zuwiderläuft. Es löst die Spannung, ruft sie aber zugleich wieder auf. In der paradoxalen Struktur der Pointe, die Erleichterung und Gefahr zusammenbindet, kommt das allzeit bedrohte Leben des „underdogs“ zur rhetorischen Form. Nach dem Spiel ist jedoch vor dem Spiel: Ohne Testament – „intestatus“ – auf die Straße zu gehen, hieße, plötzliche (Zu)Fälle nicht vorherzusehen. „Intestatus“ greift die vier Verse zuvor genannte Gefahr der „testa“ wieder auf: Die in das Hirn des Subjekts dringende „testa“ ist im Wortspiel präsent. In der Mikrostruktur eines Wortes werden Affekt und Rhetorik, Angst und Witz in einer neuartigen Weise kombiniert.

Doch nun neigt sich – ganz beschaulich – der Tag: Umbricius muss sich auf den Weg machen, nicht ohne seinem Freund noch zu sagen, dass er kommen werde, falls dieser, großstadtmüde, bei einem Heimaturlaub in Aquinum seine Satiren zum Besten geben sollte ..., aber nur, wenn diese (durch seine Anwesenheit?) nicht beschämt seien. In dieser Schlusspointe formuliert Juvenal Erkenntnisse, die – in veränderter Form – auch für die Poetik des ersten modernen Großstadtdichters, Charles Baudelaire, grundlegend sind: Das Leiden an der Stadt als Triebfeder der eigenen Dichtung und die Satire als genuin „urbane“ Literaturform. Juvenal ist für Baudelaire einer der „poètes sataniques, mélancoliques et railleurs“, einer der Dichter, deren bitterböse Werke aus einer affektiven Dualität heraus entstehen – Baudelaire konzipiert seine Dichtung aus dem Gefühlszustand des „ennui“, der sich nur oberflächlich als ein ewig trüber Fluss der Langeweile zeigt: Die verborgenen Strudel, die dem „ennui“ eigene Lust an der Destruktion, wird an der Wortgeschichte von „ennui“ aus lateinisch „odium“ (der Hass) augenfällig. Wie eng Baudelaire Stadt und Affekt zusammendenkt, mag schon daraus erhellen, dass seine Prosagedichtsammlung den Titel „Spleen de Paris“ trägt. Bei Juvenals Wortkunst wiederum bleibt uns das Lachen im Halse stecken, so unerwartet ist diese Mischung aus aggressiver Wut, Witz und Angst. Es ist wohl der Kult

Olympia-Morata-Programm

Zur Förderung des Hochschullehrerinnennachwuchses stellt die Universität Heidelberg im Rahmen ihres Gleichstellungskonzepts Stellen für qualifizierte Nachwuchswissenschaftlerinnen zur Verfügung. Das Olympia-Morata-Programm soll sie bei der Habilitation oder einer vergleichbaren Qualifikation unterstützen. Es richtet sich an promovierte Nachwuchswissenschaftlerinnen, die nach der Promotion selbstständige Forschungsleistungen erbracht haben und ein bereits fortgeschrittenes Qualifizierungsprojekt vorlegen, das in der Förderperiode vollendet wird. Für Medizinerinnen bietet die Medizinische Fakultät Heidelberg ebenfalls Stellen in ihrem gleichnamigen Programm.

THE POETRY OF THE BIG CITY

THE SATIRES OF JUVENAL

JOSÉPHINE JACQUIER

“What can I do at Rome? I don’t know how to tell lies!” exclaims Umbricius in the third satire by Roman author Juvenal (1st/2nd century AD), according to Durs Grünbein the first poet of big city life. The main persona, Umbricius, is (literally and figuratively) sick of Rome, of its depraved inhabitants, of its constant noise pollution, of its bad poets ... and finally he wants to leave. But before his departure, he takes us on an unforgettable trip through the streets of Rome.

The question of the extent to which urban living is connected with a specific form of behaviour can be found in various contexts from antiquity to modern times: In Roman times, “urbanitas” was a lifestyle, the “homo urbanus” a witty, sophisticated and unfailingly polite specimen. Juvenal, however, creates in and on the city of Rome a new form of “urbanitas” – terribly angry, openly aggressive and bitterly ironic.

In my article, I would like to show how Juvenal describes a genuinely urban experience through shifting perspectives, a specific syntax of mental digression, the use of satire as a form of immediate perception and a specific rhetorical way of dealing with the anonymous crowd.

The first “modern” poet of the city Charles Baudelaire owes much to Juvenal, who like him was one of the “poètes sataniques, mélancoliques et railleurs”. The city makes both suffer, and for both this suffering is the major source of their poetry. They have in common not only the cultivation of a specific affect, but also the literary mode of dealing with the city: In Baudelaire’s poetic manifest “Le peintre de la vie moderne”, it is the hyperbolic stressing of the essential structure of an object that is central to his conception of modernity. ●

**“Juvenal wants to translate
urban perception down
to the rhythm of the syntax.”**

DR JOSÉPHINE JACQUIER is a senior lecturer at Heidelberg University's Department of Classical Philology. She wrote her doctoral thesis on Charles Baudelaire's reception of antiquity ("Fragmentierte Antike. Auf den Spuren einer modernen chrêsis in Charles Baudelaires 'Fleurs du Mal'"). Her research interests are the reception of antiquity in modern literature and philosophy, rhythm as a literary category and the Mannerist literature and aesthetic of the Roman imperial period. In 2016 she joined the literary research training group "What is tradition? On the emergence, dynamics and criticism of tradition concepts in West European literature". In her habilitation project, which has been funded through Heidelberg University's Olympia Morata Programme since March 2018, she investigates the Mannerist literature of Rome and its effect on early modernity.

Contact: josephine.jacquier@
skph.uni-heidelberg.de

um eine sehr eigene Gefühlswelt, die Baudelaires Dandy als einen späten Wiedergänger von Juvenals satirischer „persona“ erscheinen lässt: Der „urban style“ des Dandy, ist das nicht eigentlich „urbanitas“ à la Juvenal, aber eben „on the rocks“?

Die wohl spannendste Linie in der geistigen Genealogie ist die beiden Dichtern eigene, urban zu nennende Form der Wahrnehmung: In seinem poetischen Manifest „Le peintre de la vie moderne“ beschreibt Baudelaire den von Kritikern als „barbarisch“ bezeichneten künstlerischen Habitus des Malers Constantin Guys: kein zerfasender, alles in Momente auflösender Blick, sondern Konzentration auf die „ossature“, das bloße Gerippe des Betrachteten. Unmittelbarkeit und Reduktion auf das Wesentliche anstelle von umfassender Detailstudie. Eben kein Panorama, sondern Vexierblick. Geht so nicht auch Satire?

Worin bestünde, so wird man vielleicht fragen, der Unterschied zu einer Form von Kunst, die man „ländlich“ nennen könnte? Eine sehr anrührende, aber nicht eindeutige Antwort auf diese Frage gibt der von der „Mutter der Nouvelle Vague“ Agnès Varda und dem Street-Art-Künstler JR gestaltete Film „Visages Villages“ (Cannes 2017): In einem „Fotomobil“ reist das ungleiche Paar durch das ländliche Frankreich. Die alte Frau und der Mann mit Sonnenbrille und Hut sprechen mit Menschen, fotografieren Menschen, deren Porträt die „caméra camion“ einige Minuten später überlebensgroß ausspuckt. Die Porträts (eines ehemaligen Minenarbeiters, einer Frau, die die letzte Bewohnerin ihrer Straße ist, eines Mannes, dessen Rente am nächsten Tag beginnen wird) werden dann in Szene gesetzt: Der trotzig-entschlossene Blick der Frau trifft uns von eben dem Haus, das sie nicht verlassen möchte. Das Gesicht des Mannes, der sich ein Leben nach der Arbeit nicht vorstellen kann, wird an der Wand „seiner“ Fabrik installiert. „Schnelle“ Kunst wird langsam, geht das Tempo der befragten Menschen mit und gibt ihrer Geschichte ein Bild. ●



DR. JOSÉPHINE JACQUIER ist Akademische Oberärztin am Seminar für Klassische Philologie der Universität Heidelberg. Sie promovierte mit einer Arbeit zu Charles Baudelaires Rezeption der Antike („Fragmentierte Antike. Auf den Spuren einer modernen chrisis in Charles Baudelaires ‚Fleurs du Mal‘“). Ihre Forschungsschwerpunkte sind die Rezeption der Antike in Literatur und Philosophie der Moderne, der Rhythmus als literaturwissenschaftliche Kategorie und die manieristische Literatur und Ästhetik der römischen Kaiserzeit. Seit 2016 ist sie Nachwuchswissenschaftlerin in dem literaturwissenschaftlichen Promotionskolleg „Was ist Tradition? Zu Genese, Dynamik und Kritik von Überlieferungskonzepten in den westeuropäischen Literaturen“. In ihrem Habilitationsprojekt, das seit März 2018 durch das Olympia-Morata-Programm der Universität Heidelberg gefördert wird, beschäftigt sie sich mit der manieristischen Literatur Roms und ihrem frühmodernen Nachwirken.

Kontakt: josephine.jacquier@skph.uni-heidelberg.de

„In seiner
Schlusspointe
formuliert
Juvenal
Erkenntnisse,
die auch für
die Poetik des
ersten moder-
nen Groß-
stadtdichters,
Charles
Baudelaire,
grundlegend
sind.“